



REPORTER:INNEN
forum

Mein Bruder

Ihre Wege trennten sich früh: Gulwali Hajat floh aus Afghanistan nach Deutschland, Sabirullah Hajat schloss sich den Taliban an. Was verbindet sie noch?

Von Wolfgang Bauer, ZEITMAGAZIN NR. 2/2024, 4.1.2024

"Ich kann ihn mir nicht mehr vorstellen", sagt Sabirullah Hajat. "Wir haben uns so lange nicht mehr gesehen. Ich weiß nicht mehr, was für ein Mensch mein Bruder ist."

"Ist er immer noch so ein Arschloch? Früher war er ein bisschen ein Arschloch", sagt Gulwali Hajat. "Er war alles und ich nichts. Er wollte immer etwas Besseres sein."

Der eine ist um eine Kopflänge größer als der andere. Der eine trägt seine Haare schulterlang. Der andere schneidet sie kurz. Der eine wirkt ernst, hart sogar, aber oft schimmert der Schalk bei ihm durch. Der andere wirkt meist beschwingt, lacht viel und kann plötzlich unerbittlich sein. Vier Jahre trennen sie: Der eine ist circa 28, der andere circa 24.

Zwei Männer. Zwei Afghanen. Zwei Brüder. Sie haben Entscheidungen getroffen, die unterschiedlicher kaum sein können. Der eine ging in den Untergrund, wählte den Kampf und schloss sich den Taliban an. Mittlerweile ist er befördert worden, zum Kommandeur einer kleinen Einheit. Der andere, der Waffen stets hasste, entschied sich, zu gehen und alles, was er bis dahin kannte, hinter sich zu lassen. Die Suche nach dem Glück führte ihn in die Fremde, nach Deutschland, wo man Schwein isst, die Frauen so wie die Männer leben und man nie lernen wird, seinen Namen auszusprechen.

Beide Brüder kennt der Reporter des ZEITmagazins seit zwei Jahren. Für diese Reportage haben wir sie über insgesamt vier Wochen begleitet. Zuerst Sabirullah in Afghanistan, dann Gulwali im Wendland. Ihre Geschichte kann in unzähligen Variationen von Hunderttausenden Menschen erzählt werden – überall auf dem Planeten werden jeden Tag Familien entzweigerissen, geografisch wie weltanschaulich. In vielen Ländern stellen sich ganze Generationen die immer gleiche Frage, in Afghanistan, in Venezuela, auf der Suche nach dem Glück:

Gehen oder bleiben?

Lehrgangsnummer: TM1-3/23. Truppmann-Ausbildung Teil 1, der Lehrsaal der Freiwilligen Feuerwehr Lüchow-Dannenberg. "Leute", verkündet



Kreisausbildungsleiter Frank Kronau, ein stämmiger, gut gelaunter Niedersachse, "heute wird es etwas anstrengend." Er steht mit in die Hüfte gestemmt Armen vor 34 Kursteilnehmern. Es ist acht Uhr früh, ein Samstag im September. "Wir schaffen das schon."

Gulwali Hajat sitzt in der ersten Reihe. Den Blick hat er starr auf Kronau gerichtet. Wenn die anderen lachen, lacht er einen kurzen Moment später. Fast ist es, als versuche er, dem Ausbilder von den Lippen zu lesen. Gulwali spricht gutes Deutsch, sogar den niedersächsischen Dialekt hat er angenommen. Die Begriffe aber, die der Ausbilder Kronau verwendet, sind eine Herausforderung für ihn, fremdartige Gebilde aus Silben, unüberwindbare Wortgebirge.

Saugschlauch, Standrohr, Sammelstück.

Kontaminationsverschleppung.

Flammpunkt, Brennpunkt.

Welchem Feuer, fragt der Ausbilder, ist mit welchem Löschmittel beizukommen? Er redet über die Mischungsverhältnisse von Kohlenstoffdioxid und Sauerstoff. In dem Grundlagenkurs sitzen die künftigen Feuerwehrleute, viele junge Frauen darunter, in dunkelblauen Uniformen hinter Tischreihen mit ihren Namensschildchen darauf. Vor Gulwali steht ein Kärtchen mit dem Namen "Musaper".

Der Name ist ein Missverständnis. Seit den ersten Tagen in Deutschland hängt es ihm an. Der Übersetzer, den die Behörden für die Ersterfassung seiner Daten beauftragt hatten, so erzählt Gulwali, habe sich mit ihm kaum verständigen können. Der habe Dari gesprochen, aber er, Gulwali, kann nur Paschtu. Aus Hajat, was "Leben" heißt, wurde "Musaper" – der "Reisende". Gulwali Musaper steht jetzt in all seinen Papieren und an seiner Haustür. So erging es ihm nicht anders als vielen deutschen Einwanderern im 19. Jahrhundert, deren Namen den US-Beamten phonetisch zu kompliziert waren.

Trupp, Staffel, Gruppe, Zug.

Vollstrahl, Sprühstrahl.

Unterflurhydrant, Wandhydrant, Zumischer.

Er hat Mühe, wach zu bleiben. Die halbe Nacht war er auf. Er hatte Dienst in einer Wohngruppe mit fünf Jugendlichen aus Afghanistan und Somalia. Unter der Woche arbeitet er als Gärtner bei einer großen heilpädagogischen Einrichtung, am Wochenende hilft er in deren Wohngruppen als Betreuer aus.

In der Pause steht er abseits, zieht nervös an seiner Zigarette. Gulwali hat lange gezögert, ob er an dem Kurs teilnehmen soll. Er ist der einzige Ausländer im Saal. Ein Syrer hat es mal bei ihnen als Feuerwehrmann versucht, erzählt der



Ausbildungsleiter in einer Pause, doch bedauerlicherweise sei der nicht lange geblieben. "Ich bringe euch jetzt den Mastwurf bei", sagt ein anderer, genauso stämmiger Ausbilder am Ende des Theorieunterrichts. "Der Mastwurf ist für uns Feuerwehrleute der erste Sicherungsknoten." Er macht es vor, jeder macht es nach. "Sieht gut aus", sagt der Ausbilder, als Gulwali den Knoten machen soll. So schwer ihm die Theorie fällt, so schnell ist er in der Praxis.

Mit ganzer Kraft hat Gulwali in den letzten zehn Jahren versucht, Wurzeln zu schlagen. Er hat im Landkreis Dannenberg das getan, was er in seinem Heimatdorf in Nangarhar im Osten Afghanistans gelernt hatte. Unermüdlich knüpft er Netzwerke, sucht Nähe, versucht Fremde zu Freunden zu machen, denn letztlich ist nur auf Netzwerke von Freunden Verlass. Die besten Netzwerke auf den Dörfern an der Elbe natürlich: bei der freiwilligen Feuerwehr.

Er hat einen langen Weg zurückgelegt. Er kam hier an mit 14 Jahren, verloren, verängstigt, nach langer Flucht durch den Iran, wo er fast erschossen wurde, durch die Türkei, wo er entführt wurde, über die Agäis, wo er fast ertrank.

Jetzt hat er eine gute Stelle, überwiegend nette Kollegen, eine schöne Wohnung, einen eigenen Wagen und sogar einen Dienstwagen dazu, er kennt Bürgermeister und die meisten Unternehmer. Er müsste als Vorzeige-Einwanderer gelten, aber oft ist er erschöpft. Oft stößt er an unsichtbare Grenzen. Weil er dann eben doch nicht dazugehört. Weil viele ihn nicht ernst nehmen. Der kleine Afghane. Gulwali, der Clown. Immer extracool. Immer einen flotten Spruch parat. Oft genug einen schrägen Spruch. Gulwali, der bei Frauen nicht immer den richtigen Tonfall findet. Das richtige Verhältnis zwischen Blick und zu langem Blick. Grenzen, die kein Lehrbuch und kein Lehrgang erklärt.

In drei Wochen findet die Prüfung statt. 20 Fragen. Wer besteht, bekommt ein Abzeichen und wird dazugehören.

Fliegen wandern über das Gesicht von Sabirullah. Es sind schwarze, dicke Fliegen, doch ihn stört es nicht. Ermattet von der Hitze, liegt er dösend auf einer Plastikmatte. Neben ihm lagert sein Schnellfeuergewehr, das er einst von den Amerikanern erbeutet hat. Über ihm der Schatten eines Flechtdaches aus Dattelblättern. Das Hauptquartier seiner Einheit, das er vor anderthalb Monaten bezogen hat, befindet sich auf dem Gelände eines Sufi-Schreins. "Das Haar des Propheten" heißt der heilige Ort. In einem Mauerwinkel, abseits der Pilgerströme, haben die Taliban ihre Basis eingerichtet. Der Sommer, der in diesem Jahr besonders heiß gewesen ist im Süden Afghanistans, neigt sich seinem Ende zu.

Neben Sabirullah hockt sein Stellvertreter im Schneidersitz, Sadik, Anfang zwanzig, eine Kalaschnikow quer auf seinem Schoß. Er hat schwarze lange Haare, die ihm als breiter Fächer über die Schultern fallen. Mit größter Hingabe ölt er sie ein, mit beiden Händen, von oben nach unten, vom Scheitel bis zu den Spitzen. Eine Stunde ist so vergangen. Sabirullah döste, Sadik war versunken in seine Haare. Da klingelt Sadiks



Handy. "Chef", rüttelt er an Sabirullahs Schulter, nachdem er den Anruf entgegengenommen hat: "Wir müssen los."

Ein lang gehegter Traum ist für Sabirullah wahr geworden; vor wenigen Wochen hat er sein erstes Kommando bekommen. Seit Jahren hatte er darauf gehofft. Schon im Krieg hatte er als Leibwächter seinem Kommandanten gedient. Er ist jetzt Ende zwanzig, hat längst eine Frau, mittlerweile zwei Kinder, eine Tochter, einen Sohn, und endlich gibt man ihm mehr Verantwortung. Er ist jetzt Vorsteher eines kleinen Polizeipostens: Zehn Mann hat er unter sich, zumindest theoretisch, denn selten sind mehr als fünf von ihnen da. Ihr Revier besteht aus drei größeren und acht kleineren Dörfern, Distrikt Surkh Rod, der direkt an Dschalalabad grenzt, eine der größten Städte Afghanistans ganz im Osten. Eine Stunde bräuchte man auf dem Motorrad, um die Grenzen seines Reviers abzufahren.

"Eine Schlägerei!", sagt Sadik, und Sabirullah müht sich von der Matte auf. Sie setzen sich zu zweit auf ihr Motorrad, Sabirullah vorn, Sadik hinten. Zwei Männer ringen an der Dorfstraße. Ein ungleicher Kampf. Ein großer junger gegen einen älteren kleinen. Die Kleider der beiden sind dreckig und zerrissen. Als sie die Taliban sehen, lassen die Männer voneinander ab. Eine Menschenmenge ist zusammengelaufen, in ihrer Mitte steht jetzt Sabirullah, der neu ernannte Polizeichef, und er fühlt sich unwohl.

"Er schuldet mir Geld, und als ich ihn fragte, wann er es mir zurückzahlt, fing er an, mich zu schlagen!", klagt der Große im weißen Tuch. Der Ältere, sichtbar malträtiert, ist mit dem Rücken an einer Hauswand zusammengesackt. "Gebt mir zwei Monate mehr", jammert er. Vor einem Jahr hat er von dem Großen eine Kuh für umgerechnet 900 Euro gekauft, sehr viel Geld in Afghanistan, aber bisher nur 600 Euro abbezahlt. "Du hast doch Einnahmen von der Kuh!", sagt Sabirullah. "Die Kuh war krank, als er sie mir verkauft hat", sagt der Alte. Kurz danach sei sie gestorben.

Plage um Plage ist in den letzten Jahren über Afghanistan gekommen. Der Krieg ist vorüber, vorläufig wenigstens, aber das Land ist unter den Taliban international fast komplett isoliert. Die Wirtschaft ist zusammengebrochen. Der Klimawandel hat hier so heftige Auswirkungen wie in nur wenigen anderen Regionen der Welt. Die fünfte Trockenheit in Folge. Die Dörfer in Surkh Rod liegen in einer fruchtbaren Ebene, die in guten Zeiten eine Kornkammer Afghanistans war. Das Tal, tropisch grün früher, ist jetzt karg und staubig. Die meisten Quellen sind versiegt. Flüsse wurden zu Bächen, Bäche zu Rinnsalen. Von zehn Feldern liegen neun brach, weil ihren Besitzern das Wasser fehlt. Dazu kam im Frühjahr eine Tierseuche, die Tausende Kühe dahinraffte.

"Du musst zahlen", sagt Sabirullah zum Alten. "Das ist die Scharia." – "Gebt mir mehr Zeit", sagt der wieder. "Ich habe ihm schon mehr Zeit gegeben", sagt der Große. Sabirullah will den Streit schnell beenden, man merkt, er fühlt sich im Dorf nicht sicher. Ständig versucht er die Menschenmenge im Auge zu behalten, sieht nervös um sich. Viele der Bewohner haben früher das alte Regime unterstützt und die Taliban bekämpft. "40 Tage!", verkündet er seinen Urteilsspruch.



"Bist du mit dieser Entscheidung glücklich?", fragt er den Alten. Der nickt. Dann besteigen die Taliban eilig das Motorrad und fahren aus dem Dorf. Der Alte bleibt zurück, zusammengekauert am Fuß der Wand, ein Bündel Mensch, die Augen geschlossen, die Hände auf der Stirn.

"Ich bin so müde", sagt Sabirullah, als er zurückgekehrt ist hinter die Mauern des Schreins, wo seine Matte liegt.

Gulwali sitzt am Abend mit einer Flasche Bier auf der Terrasse seiner Wohnung und lehnt den Kopf nach hinten, damit er den Sternenhimmel sieht. Der strahlt hier fast so hell wie der über seinem Bruder in Nangarhar. "Hast du gesehen?", sagt er. "Ein Meteorit!" Er ist im Sommer aus der Stadtmitte von Dannenberg an den Ortsrand des Nachbarortes Hitzacker gezogen. Fast jeden Abend sitzt er auf der Terrasse.

"Noch einer!", sagt er. Alle paar Tage, manchmal auch nur alle paar Wochen, telefoniert er per WhatsApp mit seinem Bruder. "Sabi!", ruft er euphorisch, nachdem er ihn angewählt hat, ein Video-Call. Das Gesicht seines Bruders scheint auf. Lautstark grüßen sie einander. Sabirullah steht im Hinterhof eines Hauses. Tiefe Dunkelheit umgibt ihn. Das Glimmern des Displays ist die einzige Lichtquelle. Gulwali hat die Bierflasche aus dem Sichtfeld geschoben und in seinem Stuhl Haltung angenommen. Gebot der Höflichkeit gegenüber dem älteren Bruder. Ein Cousin winkt in die Kamera, diverse bärtige Männer, die sich aus der Dunkelheit lösen, kurz ins Licht treten und dann wieder verschwinden. Sie alle wollen grüßen. Schemen, die kaum zu erkennen sind, wie Schatten der Vergangenheit. Dann friert das Bild ein und erlischt.

"Da!", ruft Gulwali und legt das Telefon weg. Er reckt den Hals und zeigt wieder zum Nachthimmel, so viele Meteoriten.

Die Mutter hat beide Söhne in einem Zelt zur Welt gebracht. Die Brüder wurden in eine Familie von Nomaden geboren, einer afghanischen Minderheit, den Kutschi. Mit ihren Kamelen und Schafen ziehen sie durchs ganze Land. So tat es auch der Vater der Brüder und dessen Vater davor. Doch als sie Kleinkinder waren, beschloss der Vater, sesshaft zu werden. Die Familie ließ sich auf fruchtbarem Land nieder, das die Regierung an sie verpachtete. Die Taliban waren soeben gestürzt worden, Hamid Karsai war Präsident geworden; Finanzströme aus aller Welt kamen ins Land.

Ihr Land lag nahe an einem Fluss, Wasser gab es reichlich. Sie bauten Melonen an, Weizen, Mais. Sie lebten nicht länger in Zelten, sondern in Lehmhäusern. Andere Kutschi siedelten sich in ihrer Nachbarschaft an, bald war es ein Dorf. Bald gab es im Dorf eine Schule. Die Regierung hatte mit ausländischen Geldern Lehrer angestellt. Niemals zuvor waren Mitglieder ihrer Familie zur Schule gegangen.

"Mein Vater sagte immer, geh zur Schule. Aber ich wollte nicht", erzählt Sabirullah am Ende des gleichen Tages, an dem er den Streit geschlichtet hat. Er liegt mit übereinandergeschlagenen Beinen auf der Matte, eine einsame Glühbirne spendet etwas Licht. "Ich habe die Schule gehasst. Ich habe den Lehrer gehasst. Er hat uns



fürchterlich geschlagen." Er habe seinen Vater angelogen und sich in den Feldern versteckt bei den Schafen. Sabirullahs Männer, die um ihn herumsitzen, lauschen seinen Erzählungen. Sadik, der Stellvertreter, der gemütliche Kamran, der ganz unter Bart- und Haupthaaren verschwindet und so ein bisschen aussieht wie Chewbacca, das haarige Wesen aus "Star Wars", und der 19-jährige Nadschibullah, ein stiller, dünner Strich.

Sadik und Kamran feixen und lachen, haben sie doch alle die Schule kaum besucht, können weder lesen noch schreiben, aber Sabirullah lacht nicht: "Wenn mein Sohn und meine Tochter jemals wagen würden, nicht zur Schule zu gehen, würde ich sie totschiagen." Er wünschte, er könnte die Zeit zurückdrehen, sagt er. Mit Schulbildung hätte er heute bei den Taliban bessere Aufstiegsmöglichkeiten. Das Emirat, wie die Taliban Afghanistan nun nennen, akzeptiert nur Gebildete in Führungspositionen. Lesen und schreiben hat er sich später selber beigebracht, sonst hätte er selbst diesen Wachtmeister-Posten nicht bekommen.

Sein Vater habe ihn verachtet. Seinen missratenen Sohn. Gulwali sei Vaters Liebling gewesen. Gulwali sei zur Schule gegangen. Gulwali hätten alle geliebt. Der gute Gulwali. Sabirullah erzählt eine Geschichte: "Ich war etwa elf Jahre alt. Wir hatten vor unserem Haus einen großen Baum. Ich kletterte auf den Baum und wusste dann nicht mehr, wie herunterkommen. Ich habe gerufen: Papa, hilf mir! Gulwali lief ins Haus und weckte Vater, der geschlafen hatte. Der war sauer. Er dachte wohl: Mein Sohn geht nicht zur Schule. Er hilft wenig bei der Feldarbeit. Er tut nichts von dem, was ich ihm sage, und jetzt klettert er auf diesen Baum! Er kam raus und fing an, mit Steinen nach mir zu werfen, er hörte damit gar nicht mehr auf und traf mich hart. Ich war so erschrocken, dass ich aus Angst hinuntersprang. Meine Knie bluteten vom Aufprall. Mein Vater warf weiter Steine nach mir. Ich rannte weg, und der kleine Gulwali rannte hinter mir her. Auch er war ganz in Panik. Der gute Gulwali!"

Sabirullah sagt, er habe sich als Jugendlicher den Taliban angeschlossen, ohne dass seine Eltern es wussten. Eines Tages habe er das Wichtigste gepackt und sei in die Berge, wie die Hälfte seines Jahrgangs. Der Kampf gegen die Ungläubigen, sagt er. Der Kampf gegen die USA. Er sei in die Berge, um das Töten zu lernen. Die Taliban hätten ihnen dort, halben Kindern noch, vielleicht 15 Jahre alt, das Schießen beigebracht. "Hätte ich meinen Eltern etwas davon gesagt", erklärt Sabirullah, "hätten sie versucht, mich aufzuhalten."

Die Nacht ist heiß und stickig. Der Ventilator, ein Metallrotor, der in einem Holzkasten rattert, rastet irgendwann ein. Einer der häufigen Stromausfälle. Das Wasserkraftwerk bei Dschalalabad produziert nur noch wenig Energie, weil der Wasserstand des Flusses so niedrig ist.

Die Taliban-Gruppe, die vor ihnen den Posten innehatte – das erzählt nicht Sabirullah, das erzählen Dorfbewohner –, begann irgendwann ihre Polizeiaufgaben zu vernachlässigen und Tankstellen in der Provinz auszurauben. Als sie schließlich von anderen Taliban verhaftet wurden, hatten die Dörfer mit einem Mal keine Polizisten mehr, und so kam Sabirullah zu seiner plötzlichen Beförderung. Weil sie



hier neu seien, müssten sie Präsenz zeigen, sagt er. Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, brechen sie zu einer Patrouille auf.

Immer dabei, außer in den Nächten, die ihm unter freiem Himmel zu unbequem sind, ist Jassin, ein Aufpasser aus dem Distrikthauptquartier. Zu ungewöhnlich ist die Anwesenheit ausländischer Reporter, die sie im Krieg für ein Lösegeld entführt hätten. Jetzt herrscht Frieden. Wir, die Reporter, sind mit offizieller Genehmigung da, trotzdem bleibt ein Misstrauen.

Sie gehen hintereinander, zu viert, die Gewehre geschultert. Von der Dorfstraße biegen sie in die Felder ab. In ihren Sandalen balancieren sie auf fußbreiten Erddämmen, die die Äcker voneinander trennen. Sie halten Ausschau nach Dieben – Dieben, die hungrig sind und Feldfrüchte klauen. So groß ist die Not in diesen Monaten, dass Bauern die Ernte des jeweils anderen stehlen.

"Wer seid ihr?", fragt Sabirullah zwei dürre jüngere Männer, die ihnen im nächsten Dorf entgegenwanken. Junkies, sagt Sabirullah. Er erkenne sie auf den ersten Blick. Sie haben Angst, es sind zwei Brüder, sie nennen ihre Namen, breiten bereitwillig ihre Arme aus, als Sabirullah sie abtasten will. "Wir sind clean", sagt der eine. Doch Sabirullah findet ein Glasröhrchen mit einer braunen Substanz in ihren Taschen. "Crystal", sagt er. "Bitte helft ihnen", sagt ein Mann, der aus einem der Häuser tritt, ein Onkel der beiden. Sie seien süchtig, lungerten nur herum. Ihre Frauen seien gezwungen, im Dorf zu betteln, weil die Männer nicht arbeiteten. Auch die Kinder stehen jetzt auf der Straße, blicken ängstlich mal auf ihre Väter, mal auf die Taliban. Als wüssten sie nicht, vor wem sie mehr Angst haben sollten.

Sabirullah notiert die Namen in ein kleines Heftchen, das er stets mit sich trägt. "Nimm sie mit!", bittet der Onkel. "Sie sind gute Menschen. Heilt sie!" Alle paar Monaten organisiert der Provinzgouverneur der Taliban regelrechte Treibjagden, bei denen die Abhängigen der Dörfer zusammengetrieben werden. Er lässt sie dann in ein Reha-Zentrum bringen, wie es beschönigend heißt. Dort werden die Menschen geschoren, entlaust, mit kaltem Wasser abgespritzt. Vier Wochen behält man sie dort, um sie dann als "geheilt" zu entlassen. Doch geheilt hat diese Prozedur noch selten. Sabirullah kündigt an, die beiden bei der nächsten Razzia mitnehmen zu wollen. Bis dahin, sagt er, dürften sie das Dorf nicht verlassen.

Im Haus eines der Dorfvorsteher, eines Maliks, der schon Malik unter der alten Regierung war, sitzen sie dann, trinken Tee und hören die Klagen der Ältesten. Die Not. Die Trockenheit. Bis zu 30 Prozent der Einwohner seien nach Dschalalabad geflohen, dort gebe es noch Brot. Die Jungen versuchten, ins Ausland zu fliehen. "Unser Dorf", sagt einer der Maliks, ein Geschäftsmann, "geht zugrunde. Die Armut frisst es mit jedem Tag auf. Heute Morgen habe ich ein Baby gefunden. Das lag in der Gasse mitten der Sonne. Die Mutter hatte es dort hingelegt, damit es austrocknet und stirbt. Die Mutter hat mir gesagt, sie weiß nicht mehr, wie sie ihre Kinder ernähren soll." Er erzählt mit zitternder Stimme, er schluchzt.



Sabirullah nickt und schweigt. Er und seine Taliban sehen auf ihre Smartphones und schauen sich Videos an. Afghanische Comedians, die Slapsticks aufführen. Was sollen sie auch tun. Sie haben nichts, womit sie helfen können.

Gulwali wird am Montagmorgen in eine der Wohngruppen gerufen, in Karwitz, einem winzigen Dorf. "Ich brauch dich hier", hat die Erzieherin am Telefon gesagt. Eine Zehn-Minuten-Fahrt durch die Baumgewölbe der Alleen, die das Wendland durchziehen. Gulwali fährt einen rasanten Stil. Er lässt sich ungern von der Welt aufhalten. Den letzten Wagen, einen BMW, hat er zu Schrott gefahren. Mit zu viel Gas hatte es ihn aus einer Kurve getragen.

Hart an der Zigarette ziehend, steht die Erzieherin bereits vor dem Haus, einer aufgegebenen Dorfkneipe, in der jetzt neu angekommene unbegleitete minderjährige Flüchtlinge leben. "Er kommt zu spät zu den Mahlzeiten", beschwert sie sich über einen jungen Afghanen. Er klagt über Zahnweh und verstehe nicht, dass es dauere, einen Arzttermin zu bekommen. Abends bleibe er lange weg, ohne sie zu informieren. Es gebe viele Probleme. Die wenigen Brocken Deutsch, die der Junge versteht, reichen nicht, um die Probleme zu klären. Gulwali soll helfen.

Die Erzieherin lässt Gulwali alleine, um den Jungen von seinem Zimmer zu holen. Gulwali steht in der Gaststube, die sie zum Speisesaal für die Jugendlichen umgebaut haben. Er geht die Wände ab. Dort hängen die Gruppenbilder der Bewohner von früher. "Schau", sagt er, "da bin ich überall drauf." Gulwali, wie er 15 Jahre alt war, ein Hänfling. Ein unsicheres Lächeln. Der Zierlichste von allen. Bild für Bild, Jahr für Jahr neu aufgenommen, zeigt, wie sein Lächeln sicherer wurde, er selbst kantiger, wie die Barthaare sprossen.

Die ersten Jahre in Deutschland hat er hier gelebt. "Ich hatte solche Angst." Für Monate, sagt er, sei er "blind und taub" gewesen. Was er sah, habe er nicht begriffen, und was er hörte, nicht verstanden. Die ersten drei Tage habe er sich nicht aus seinem Zimmer getraut. Er habe sich nicht getraut, das Essen anzurühren. Der fremde Geschmack, die neuen Gewürze, die Angst vor Schweinefleisch. Auf der Flucht kursierten Gerüchte, dass in Deutschland afghanische Jungs gezwungen würden, mit Hunden Sex zu haben. Die neuen Kleider habe er gehasst, die Hosen und Hemden, die eng am Körper anliegen. "Ich habe mich so hässlich gefühlt." Bis dahin war er nur die weiten Gewänder Afghanistans gewohnt. Es habe lange gedauert, bis er Zutrauen zu den Erziehern gefasst habe.

"Er schmatzt beim Essen", sagt die Erzieherin von heute, als sie mit Gulwali dem Neuen gegenüber sitzt. "Er soll was Vernünftiges essen und nicht immer nur Pommes." Gulwali hat sich vor dem Neuen mit all seiner Autorität aufgebaut. Mit strengem Blick, der dem seines Bruders Sabirullah so sehr ähnelt, mit der gleichen Kopfhaltung wie sein Bruder mustert Gulwali den Neuen. Der 17-Jährige strahlt ihn an, unverständlich wie ein Welpe, der aus dem Korb gefallen ist.

Eine Stunde lang übersetzt Gulwali: pünktlich sein – die Erzieher beim Verlassen des Hauses informieren – aufräumen. Neulich hat sich der Junge übergeben müssen,



weil ihn jemand aus Spaß erzählt hatte, dass Schwein im Essen gewesen sei. Gulwali klärt das auf, vergisst auch nicht, dem Jungen seine eigenen Ratschläge mitzugeben. Dass er sich anstrengen müsse, Deutsch zu lernen, dass er nicht länger ein Kind sei, seinen Eltern keine Schande machen dürfe. Zu weich, sagt Gulwali, dürfe man mit den jungen Afghanen nicht umgehen.

Die Erzieherin und ihn verbindet ein angespanntes Verhältnis. Beide glauben, sie seien dem anderen überlegen. Er, weil er Sprache und Kultur der jungen Geflüchteten kennt, sie, weil sie eine pädagogische Ausbildung hat.

Die Wohngruppen kommen nur noch schlecht ohne ihn aus. In seinem Arbeitsvertrag steht "Erzieher", obwohl er ja hauptsächlich als Hilfspfleger arbeitet. Darauf ist er stolz – er, Gulwali, Bezwingler zweier Welten.

Der Kommandant von Sabirullah lädt uns, die Reporter, am zweiten Tag unseres Aufenthaltes zum Abendessen ein. Sabirullah fährt auf dem Motorrad voraus. Er dirigiert uns zu einer opulenten Villa. Darin fläzt sich der Kommandant auf den Polstern des Gästeraums eines Geschäftsmannes, dem das Anwesen gehört. Der Geschäftsmann, der reich wurde, weil er im Auftrag der früheren Regierung Waren von Pakistan nach Afghanistan transportierte, sitzt steif vor seinen Taliban-Gästen. Taliban haben einst, so erfahren wir später, einen seiner Söhne entführt. Ihm ist offenkundig unwohl, und der Kommandant genießt genauso offenkundig die neuen Machtverhältnisse.

Sieger und Besiegter. "Ich könnte hier ewig bleiben!", ruft der Kommandant. Ein jovialer Mittvierziger, der in den Jahren des Krieges lange auf einer US-Basis in einem offenen Käfig gefangen gehalten wurde, unter Musik-Dauerbeschallung. Eine damals dort gängige Praxis zum Schlafentzug.

"Wir sind zufrieden mit den Taliban", sagt der Geschäftsmann in unsere Richtung. "Wir wünschten uns nur, unsere Mädchen könnten zur Schule." Der Kommandant nickt zustimmend. Sabirullah merkt an, dass alle in ihrer Gruppe die Entscheidung für falsch hielten, Mädchen von Schulen und Universitäten auszuschließen. "Wie kommst du mit deinem neuen Haus voran?", fragt der Geschäftsmann den Kommandanten. "Es fehlt noch das Dach", antwortet der. "Finde mir einen guten Zuhälter, damit mein Dach fertig werden kann", sagt er und lacht. Was er nicht sagt und alle verstehen: Das Dach könne er dann mit den Zuwendungen des Zuhälters zu Ende bauen.

Ein Scherz, oder auch keiner.

Salat, Bratkartoffeln, aber ohne Speck, natürlich ohne Speck, wegen des Schweins. Mittagspause im Truckerstopp "Arena" in Dannenberg. Gulwali hat drei, vier Lieblingslokale mit günstigem Preis-Leistungs-Verhältnis, das ist eines davon.

Es sei nicht der Krieg gewesen, weswegen er Afghanistan verlassen habe, sagt Gulwali. Auch nicht die Not. Gehungert hätten sie nie. Es seien die vielen Videos



gewesen. Der endlose Strom an Bildern aus einer Welt ohne Sorgen. Die Leichtigkeit des Seins. Glückliche, schöne Menschen, denen es an nichts fehlt. Selbst das Beispiel einer Familie, die in ihr Dorf in Nangarhar zurückkehrte, weil sie aus London abgeschoben worden war, hatte in ihm den Sog verstärkt. "Die waren so arm wie wir gewesen, und jetzt hatten sie schöne Kleider und ein Auto." London. Dahin wollte er.

Die Republik, vom Westen gerade aufgebaut, begann schon wieder in sich zusammenzufallen. Die Taliban starteten ihren Eroberungszug durch das Land, den sie sieben Jahre später vollenden würden. Schon damals hatten die USA ihren Abzug angekündigt. So war es für viele Familien eine weise Entscheidung, einen Sohn in den Westen zu schicken.

Er erzählt von seinem Vater, der vor vier Jahren gestorben ist, von der Mutter, die kurz danach starb – beide an Krankheiten, die sie im Dorf in Afghanistan nicht benennen konnten. "Als Kind", sagt er, "war ich der am meisten geliebte Mensch." Immer sei er an der Seite des Vaters gewesen. Zu allen Versammlungen der Ältesten habe der ihn mitgenommen. Sein Vater sei einer der Anführer seines Clans gewesen, der Sultankhel einer Unterfamilie der Kutschi. Stammesstrukturen in Afghanistan sind so vielfältig verschachtelt wie die Kluftverläufe seiner Gebirge.

Sabirullah – das erzählt Gulwali anders als dieser selbst – habe früh die Felder der Familie verlassen und bei einem Spediteur in Kabul gutes Geld verdient. Er habe aber nie erklärt, was genau er dort gemacht habe. Die Spedition versorgte verschiedene US-Basen mit Nachschub. Gulwali glaubt, dass sein Bruder Mitglied der Security-Mannschaft war. Kurz bevor Gulwali auswanderte, habe Sabirullah jedoch damit aufgehört, angeblich wegen Drohungen der Taliban. Dass er sich den Taliban angeschlossen hat, habe er, Gulwali, erst erfahren, als im Sommer 2021 das alte Regime stürzte, jenen Taliban, deretwegen Gulwali das Land verließ.

Am Tag seines Aufbruchs habe ihn Sabirullah von oben herab behandelt, noch nicht einmal in den Arm genommen. "Das habe ich ihm bis heute nicht verziehen."

Jassin, der Aufpasser, der aber eigentlich der Stabschef der Taliban-Polizei in Surkh Rod ist, hat am nächsten Morgen eine dicke Plastikmappe mit Dokumenten mitgebracht. "Dein Antrag", sagt er zu Sabirullah. Die Taliban-Führung in Dschalalabad will Sabirullah einem anderen Distrikt zuteilen. Aber das will er verhindern. Er will weiter unter seinem alten Kommandanten dienen, dessen Leibwächter er so lange war. Er will nicht der Befehlsgewalt eines anderen ausgesetzt sein. Angestrengt sichtet er auf der Plastikmatte seines Polizeipostens das Bündel Dokumente.

Sabirullah hat den Kampf mit der Taliban-Bürokratie aufgenommen, die sich seit ihrer Machtübernahme mehr und mehr aufbläht. Die Taliban, die kein Geld haben für ihren Staat und in ihren Reihen auch nur wenig Experten, wollen ihren Untertanen, vor allem aber sich selbst suggerieren, dass sie einen Staat verwalten können. Jede Woche erlassen die Taliban-Behörden neue Richtlinien. Um seine Versetzung rückgängig zu machen, kämpfte sich Sabirullah im Sommer zehn Tage lang durch



die Instanzen. Er besuchte Ministerien in Kabul, Behörden in Dschalalabad. Er benötigt 52 Unterschriften, und noch immer fehlt eine. Das Gesundheitsamt in der Provinzhauptstadt muss ihm bestätigen, dass er nicht drogenabhängig ist.

"Du musst deine Haare kürzen", sagt Yassin zu Sadik, der wieder dabei ist, sein Haar zu massieren. "Der Kommandant hat es dir schon oft gesagt." – "Bevor ich mir die Haare kürze", sagt Sadik, "werde ich die Taliban verlassen und mir eine andere Arbeit suchen." Alle Sultankhel trügen lange Haare. Das sei bei ihnen Tradition. "Meine Jungs verweigern auch die Uniformen", lacht Sabirullah. Eine weitere neue Vorgabe aus Kabul: Die Taliban-Polizisten dürfen nicht länger ihre weiten Gewänder tragen. Pflicht sind jetzt Polizeiuniformen nach westlichem Vorbild. "Meine Jungs mögen das nicht." Noch nie im Leben hätten sie enge Hosen getragen.

Der Nachmittag vergeht mit Dösen, dem Schnippeln von Gemüse für das Abendessen. Für einige Stunden verabschiedet sich Sabirullah in die Stadt, um das Zertifikat des Gesundheitsamtes zu holen. Sein Stellvertreter Sadik wird in seiner Abwesenheit zu einem Notfall gerufen. Ein Familienvater, drogenabhängig, hat im Rausch mit einem Messer auf seine Frau eingestochen. Offenbar ist sie am Arm verletzt. Nachbarn hörten sie schreien und weinen.

"Ich konnte nichts tun", sagt Sadik, als er ins Lager zurückkehrt. Er kam nur bis zur Haustür, weder der Mann noch die Frau zeigten sich. Es ist ihm nach der Scharia verboten, sagt er, ohne Erlaubnis des Mannes ins Haus zu treten. So ließ er den Mann weiter wüten und die Frau weiter bluten.

"Gulwali!", ruft Sabirullah abends ins Telefon. Die Verbindung ist schlecht. Gulwalis Stimme krächzt. Er sei auf dem Sportfest der Feuerwehren. Er lallt. "So gut hier!"

Es wird heute einen Nacheinsatz geben, den Sabirullah angeordnet hat. In der Klinik eines der Nachbardörfer soll ein Arzt Nahrungsmittel veruntreuen. Das Welternährungsprogramm hat sie für unterernährte Kinder bestimmt. Der Nachtwächter der Klinik hat ihm vor zwei Wochen von der Veruntreuung berichtet – aber seitdem nichts mehr von sich hören lassen. Heute will Sabirullah bei ihm nachfragen.

Er will den deutschen Reportern etwas bieten. Der Kommandant lässt sich von Informanten über jeden Schritt berichten, den Sabirullah mit uns macht. Und öfter flüstert Jassin Sabirullah etwas zu. Das Emirat, sagt dieser halb entschuldigend, habe Augen überall. "Das ist so bei uns." Nie hätten die Taliban die Nähe zu ausländischen Journalisten zugelassen, würden wir Sabirullah und seinen Bruder nicht schon lange kennen.

"Mein Bruder ist früher der viel Mutigere von uns gewesen", erzählt Sabirullah. Er erinnert sich, wie sie als Kinder in der Dämmerung zusammen auf die Felder sind, um die Bewässerungskanäle zu öffnen. Gulwali habe sich in dunkle Gebüsche getraut, in die engsten Röhren, um die Schleusen umzustellen, er hingegen, Sabirullah, habe sich nicht getraut. Er habe Angst vor den Geisterwesen gehabt, den



Scheschaka. Bis heute glaubt er an ihre Existenz. Alte Frauen mit verzerren Fratzen. Nächstens bewegten sie sich schnell wie Schatten. Blutsauger, die sich vom Lebenswillen der Menschen nährten.

Im Krieg sei seiner Taliban-Gruppe einmal ein Geisterwesen begegnet, tief in den Bergen, wo sie sich vor den Amerikanern versteckten. "Wir alle haben sie gesehen. Die anderen wussten nicht, was es ist. Die Jungs riefen, lass es uns erschießen, aber ich habe gesagt, tut es nicht. Wenn du eine Scheschaka verletzt oder tötest, dann verwandelt sie sich in etwas noch Schrecklicheres." Das hätten ihm die Alten des Dorfes erzählt. Afghanistan, so islamisch es zu sein vorgibt, ist ein Land, in dem Geister, Vampire und Unholde nie ausstarben.

In der Nacht gehen sie wieder einer hinter dem anderen, treten in fast völlige Dunkelheit. Das Codewort, falls sie in Kontrollen anderer Taliban-Gruppen geraten, ist "Reue." Darüber reden sie ungern, denn sie dürfen darüber nicht reden, sagt Sabirullah: Die Taliban beherrschen die Nacht nicht vollständig. Sie teilen sie sich mit den Kämpfern des "Islamischen Staates", der Terrorgruppe, die einst in Syrien und im Irak gegründet wurde. Der IS ist noch radikaler als die Taliban, hatte zeitweise in Afghanistan Dutzende Distrikte erobert und kämpft nach wie vor aus dem Hinterhalt. Immer wieder sterben in Nangarhar Taliban.

Eine weiße Mauer taucht vor ihnen auf, die Umfassung der kleinen Klinik. Sabirullah hämmert an das Metalltor. Die Geräusche von schlurfenden Sandalen irgendwann. Mit verstrubbelten Haaren schaut ängstlich der Nachtwächter heraus. "Warum hast du mich noch nicht angerufen?", fragt ihn Sabirullah. Er habe Angst, erklärt der Nachtwächter. Der Arzt sei beim Gesundheitsamt in Dschalalabad angestellt. Neulich habe er wieder Hunderte Hilfspakete mit einer Rikscha aus der Klinik geschafft. Er selbst habe den Verdacht, dass der Arzt die Lebensmittel verkaufe. Aber wenn der erfahre, dass er ihn bei den Taliban angezeigt habe, könne er, der Wächter, seine Arbeit verlieren, oder der Arzt könne gar Mörder anheuern, die ihn nachts erschießen.

"Ich würde niemals deinen Namen preisgeben", erklärt Sabirullah. "Ich würde mich eher in Stücke reißen lassen."

Hunde umschwirren sie auf dem Rückweg, ihre Augen leuchten in der Dunkelheit. Hunde, die tagsüber winselnd vor den Häusern liegen und jetzt, in der Nacht, die Herren sind. Die Gruppe der Taliban bewegt sich durch ein einziges Grollen und Knurren. Im Licht der Handydisplays blinken Zähne.

Am grünen Grasrücken des Deichs, hinter dem die Elbe fließt, breit, grau und träge, liegt das Dorf Penkefitz – Heimat der Wohngruppe P4, die Gulwali betreut. Nebel hängt über den Wiesen. Das halbe Dorf besteht aus Wohngruppen für Jugendliche, die Schulverweigerer sind, aus schwierigen Elternhäusern kommen oder Drogenprobleme haben. Ein Backstein-Idyll für wunde Psychen. Jede Wohngruppe hat einen Erzieher und eine Hauswirtschafterin, der Elternersatz bis zur Volljährigkeit. In P4 wohnen drei Jugendliche aus Afghanistan und zwei aus Somalia. Mit einem



Tennisschläger knallt Gulwali gegen die Zimmertüren, nachdem er ins Haus getreten ist.

"Moin!!" – "Moin!!"

Der Küchentisch ist voller Krümel. Im Kühlschrank stehen unverschlossene Lebensmittel. Der Erzieher, der unter der Woche hier Dienst habe, sei zu nachsichtig, klagt Gulwali. Er kämpft einen immer gleichen Kampf, die "Jungens", wie er sie auf gut Norddeutsch nennt, aus ihrer Lethargie zu holen. Lustlos kommen sie aus ihren Zimmern an den Küchentisch, an den sie Gulwali gerufen hat. "Ihr seid Schweine!", sagt er. Aftab* trottet heran, der dicke Sohn eines afghanischen Offiziers, der nur Musikvideos schaut, nach Mitternacht noch an den Kühlschrank geht und nach zwei Jahren kaum Deutsch spricht. Omar* – ebenfalls kaum Deutsch sprechend, seit anderthalb Jahren da. Er ist nach Deutschland gekommen, um Model zu werden. Die zwei Somalier sind gar nicht da. Sie übernachteten bei einem somalischen Freund in der Stadt.

"Ihr habt niemandem Bescheid gesagt!", ruft Gulwali ins Telefon. "Das geht nicht." – "Ich weiß, warum die gern bei dem sind", sagt er, nachdem er aufgelegt hat. "Bei ihm können sie rauchen." Dann mäßigt er sich im Ton, spricht mit leiser eindringlicher Stimme auf die jungen Afghanen ein.

"Ihr müsst ein bisschen mitmachen!" – "Regel ist Regel." – "Das ist nicht gut für eure Zukunft." Gulwali weiß, wie sie sich fühlen, er hat als Neuer in den Dörfern Niedersachsens selbst verschiedene Phasen durchlebt: Angst, Euphorie, Enttäuschung, Resignation. Viele Erzieher weigern sich, den Jugendlichen ihre privaten Handynummern zu geben, Gulwali tut es ganz selbstverständlich. Wenn jemand in Not ist – Gulwali ist da. Die Rolle seines Vaters hatten damals deutsche Erzieher eingenommen, der Philipp, der Flo, der Maik, alle drei stämmige Niedersachsen.

Nie hat er sich seitdem aus ihrem Umkreis entfernt. Er hat es mal weiter weg in einem Sägewerk versucht, ging aber zurück, als ihm die heilpädagogischen Wohngruppen eine Stelle als Gärtner anboten. Er pflegt die Gärten der Häuser in einem halben Dutzend Elbdörfer. Trimmt Hecken, jätet Unkraut, fährt auf einem kleinen Traktor, mit dem er den Rasen mäht. Stolz schickt er seinem Bruder Sabirullah Fotos von sich und dem Gefährt. Eine Kraftmaschine, sagt er. Ein Kubota G231. Kann alles. Gras mähen, Büsche schneiden und das Schnittgut aufsaugen. Sieht man Gulwali auf diesem Traktor über den Rasen fahren, ahnt man, was für ihn Glück bedeutet.

In diesem Frühjahr haben sie ihn gefragt, ob er auch die Wochenend-Betreuung der Wohngruppe in Penkefitz übernehmen könnte. Das Amtsgericht fragt ihn seit Neuestem als Übersetzer bei Prozessen an. Doch gibt es auch Rückschläge. Die Schulausbildung hat er abgebrochen, genauso eine Ausbildung zum Altenpfleger. Er hasst Prüfungen, sagt er. Deshalb hat er solche Angst vor der Feuerwehr-Prüfung. Angst, sich vor den anderen zu blamieren, er, der Afghane, der so manchen Witz



noch nicht versteht, der in den Augen seines Bruders noch immer ein kleiner Junge ist, weil er mit 24 Jahren weder Frau noch Kinder hat.

"Wenn sich nicht bald was ändert", ruft Gulwali zum Abschied in die Küche der Wohngruppe, "werde ich richtig böse!"

Wer von ihnen beiden der Glücklichere sei? Sabirullah überlegt lange, ausgestreckt auf seiner Matte mit den Fliegen und den Essensresten. Es ist der Morgen nach der Nachtpatrouille. Die Kinder des Dorfes suchen im Park wieder Datteln. Die Gruppen von Frauen pilgern wieder zum Schrein, um erlöst zu werden von ihrer Traurigkeit. "Ich weiß es nicht", sagt er. "Ich weiß oft nicht, wie nächste Woche meine Familie ernähren. Gulwali lebt in einem Land, in dem den Menschen nie das Geld ausgeht, aber er lebt fern von seiner Kultur und seiner Familie. Alles hat zwei Seiten."

Beide Brüder äußern sich nicht vollkommen frei über das, was sie über das Leben des jeweils anderen denken. So fremd sie sich sind: Bruder bleibt Bruder. Sabirullah will Gulwali in seinem neuen Leben nicht schaden, umgekehrt genauso.

Gulwali sieht auf der Terrasse seiner Wohnung die Bilder an, die der Fotograf des ZEITmagazins von seinem Bruder gemacht hat. "Er hat in den Augen etwas Hartes bekommen", sagt er. "Er ist völlig aus der Spur, aber ich glaube, dass er denkt, er macht etwas Gutes. Mein Bruder ist ein ehrlicher Mensch."

"Hat er euch schon von seiner Verlobten erzählt?", fragt Sabirullah. Zwei Jahre zuvor habe sich Gulwali mit einem Mädchen in Afghanistan verlobt. Es werde ja auch Zeit. Wenn er irgendwann wieder Afghanistan besuchen könne, wolle Gulwali die Frau heiraten. Sie sei zwischen 14 und 15 Jahre alt, die Familie sei ihrer Familie gut bekannt.

Er habe mit deutschen Frauen bisher kein Glück gehabt, sagt Gulwali auf seiner Terrasse, das Astra-Bier auf dem Tisch. Alles hat er in Niedersachsen gemeistert, die Sprache, die Bürokratie, sogar das Essen, bislang aber scheitert er an der Liebe. Zwei längere Beziehungen habe er gehabt, die eine Frau habe ihn verlassen, die andere er. Die Liebe in Deutschland, sagt er, sei unsicher und riskant. Seine zwei besten deutschen Freunde – verlassen von ihren Frauen. Nie könne man sich in Deutschland auf die Liebe verlassen. Deshalb habe er sich mit einer Frau in Afghanistan verlobt. Einer Frau, die auch eine Kutschi sei, sogar eine aus seinem Clan. Er hat sie noch nie gesehen, auch kein Foto. Auch ihre Stimme hat er noch nie gehört, er telefoniert nur mit ihrem Vater, aber, sagt er: "Ich kenne sie ganz genau. Sie ist eine Kutschi. Sie wird meinen Kindern eine gute Mutter sein."

Gulwali ist nicht wie viele andere Flüchtlinge in Deutschland untergegangen, ist nicht psychisch erkrankt, krank vor Einsamkeit, krank von der Fülle an Freiheiten. Er hat sich von vielen Traditionen seines Volkes frei gemacht, von den meisten sogar, aber immer noch legen sie sich um ihn wie ein Wurzelgespinnst. Sie umgreifen ihn, durchdringen ihn, mit vielen Fäden, auch noch nach zehn Jahren. Sie halten ihn aber



auch, geben ihm Trost. Gulwali, der Bezwingen zweier Welten, ist Gefangener zweier Kulturen.

Er sagt, er wisse nicht genau, wie alt das Mädchen sei, er glaubt, 20 Jahre. Sein Bruder Sabirullah besuche ihre Familie. Sie werde alles tun dürfen, arbeiten, Freunde haben. Sie solle alles lernen, aber alles durch ihn lernen. "Ich will in einer Beziehung der Boss sein", sagt Gulwali. Er plant, die deutsche Staatsangehörigkeit zu beantragen. Nur dann kann er legal nach Afghanistan reisen, um sie zu heiraten – nur dann kann er sie nach Niedersachsen holen. Noch ein solider Grund, nicht durch die Feuerwehr-Prüfung zu fallen: Wer bei der Feuerwehr ist, das hat er gelernt, dem ist der deutsche Pass fast sicher.

Es ist der vierte Tag, den wir in Sabirullahs Lager verbringen. Ein weißes SUV kommt vorgefahren, aus dem zwei Taliban in weißen Gewändern aussteigen. Sie setzen sich zu Sabirullah. Sie tuscheln. Schauen finster auf uns. Bitten uns dann, ihnen in ihr Büro in der Distriktsverwaltung zu folgen. Die Männer sind vom Geheimdienst der Taliban. Unser Besuch ist ihnen suspekt. Wir sind verhaftet. Drei Stunden verhört man uns, dann scheinen die Geheimdienstler beruhigt. Wir kehren zu Sabirullahs Polizeistation zurück. "Eine Frage noch", sagt der Geheimdienstler, der uns festgenommen hatte: "Wie kann ich nach Deutschland kommen? Ich nehme jede Arbeit an. Ich bin mir für nichts zu schade."

Wir sind frei, doch scheint es angeraten, den Distrikt bald zu verlassen. Der Kommandant, der immer damit geprahlt hat, wie sicher es hier sei, sagt nun, dass es auf Dauer für uns nicht sicher genug wäre. Sabirullah besorgt noch Geschenke für seinen Bruder, die wir mitnehmen sollen. Er bestellt bei seinem Lieblingsschneider einen Salwar Kameez, das traditionelle Gewand der Afghanen. Auf dem Markt kauft er eine Rolex, natürlich keine echte, wie er sagt, dazu ein Parfüm.

Auf dem Rückweg zu seiner Basis hält er im Dorf, in dem einige Tage zuvor der Schuldner mit dem Gläubiger rang. "Hat er schon etwas angezahlt?", fragt er den Ältesten am Straßenrand. "Das weiß ich nicht", sagt der. Wenn er die Frist missachte, droht Sabirullah, dann werde er ihn in Handschellen durchs Dorf führen, ihn vor allen Bewohnern in den Staub werfen. "Wenn ich in Zorn gerate", sagt er zu uns, "haben selbst meine Männer Angst vor mir." Die Ehre des Säumigen werde er zerstören, die seiner Verwandten und die seiner Nachkommen. Niemand werde dann mehr in diese Familie einheiraten, geächtet auf Generationen.

Es ist der Abend vor der Prüfung, Gulwali sitzt mit seinem besten Freund Maik zu Hause auf dem Sofa. Maik stellt Prüfungsfragen, Gulwali versucht zu antworten. Fast hätte er hingeworfen, er dachte, er falle sowieso durch. Maik, einer seiner früheren Wohngruppen-Leiter, hat auf ihn eingeredet, nun will Gulwali es doch wagen.

"Ein A-Saugschlauch mit der Kennzeichnung A-110-1500-K hat einen Innendurchmesser von:

1) 10 cm



2) 95 mm

3) 110 mm

4) 120 mm"

Wieder geht es um Mehrzweckstrahlrohre und Schaltstellungen. In der Prüfung werden 20 Fragen gestellt – wer mehr als fünf falsch beantwortet, fällt durch. Eine hohe Hürde, zu hoch vermutlich für Gulwali. Auch sein Freund Maik schaut skeptisch. Kurz vor Mitternacht sagt Gulwali: "Ich kann nicht mehr."

Seinem Bruder Sabirullah hat er nichts von der Prüfung erzählt. Der könnte sonst annehmen, dass er von der Feuerwehr ein zusätzliches Gehalt bekomme, und ihn dann noch häufiger drängen, Geld zu schicken – noch mehr Geld als ohnehin.

"Schönen guten Morgen!", tönt am nächsten Tag, früh um acht Uhr, die helle Stimme des Kreisausbildungsleiters Frank Kronau durch den Lehrsaal. Alle sitzen in blitzblanken Uniformen vor ihren Prüfungsbögen, sie haben 45 Minuten.

Stille. Nur das Kratzen der Kulis. Das Knistern von Papier. Gulwali, tief gebeugt. Er gehört zu den zwei Letzten, die abgeben. "Ich hab ein schlechtes Gefühl", sagt er.

Die Prüfer werten aus, Gulwali steht wieder abseits von den anderen im Feuerwehrhof, Kopf gesenkt, raucht Kette.

Dann ist er da, der Moment, für den sie alle wieder in den Lehrsaal gebeten werden. Die Verkündung der Ergebnisse. "Leute", sagt Kronau, "das war durch die Bank eine gute Nummer." Niemand sei durchgefallen. "Gratuliere, Oli", sagt Kronau zu Gulwali und spricht wie immer seinen Namen falsch aus, aber den kümmert so etwas heute nicht. Er strahlt.

Gulwali Musaper, der eigentlich Hajat heißt, hat bestanden.

*Namen geändert

HINTER DER GESCHICHTE

Der Autor hat Sabirullah Hajat vor zwei Jahren kennengelernt, als er für ein Buch (*Am Ende der Straße*, Suhrkamp) in Afghanistan recherchierte. Sabirullah wurde ihm damals als Begleitschutz zugeordnet und erzählte ihm beiläufig, er habe einen Bruder in Deutschland.